Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wecken, als weise die Achse wieder einmal Bruchstellen auf, einmal die Bedeutung dieses Stillschweigens zu erklären. Gewiß liebt das italienische Volk den Frieden — vielleicht mag auch, wie es so oft heißt, das italienische Königshaus dem Kriege abgeneigt sein —, allein zweifelt jemand daran, daß es angesichts der Disziplin des Volkes und der ungeheuren Propagandamittel, die heute dem totalitären Staat zur Verfügung stehen, dem Duce gelingen würde, Italien — für seine besonderen Ziele — an der Seite Deutschlands in den Krieg zu führen?

Realpolitisch gesehen – und aus der Mentalität der autoritären diplomatischen Taktik heraus — erscheint uns die augenblickliche Zurückhaltung Italiens durchaus in der Linie der gemeinsamen deutsch-italienischen Achsenpolitik zu liegen. Ein kleines Beispiel dafür bietet die jüngste italienische Friedensoffensive, die den Westmächten — besonders ihren Völkern— einzureden suchte, daß der Krieg eigentlich gar nicht begonnen habe, und daß es in die Hand des Westens gelegt sei, seinen wirklichen Beginn noch zu vermeiden . . .

Alein nicht nur in diesem Zwischenspiel ist die gemeinsame Taktik unverkennbar. Sie geht weiter. Aus ihr wird große Strategie, aus ihr werden historische Forderungen. Und an dem Tage, da das Reich — aus seiner heute denkbar starken Stellung — sein Friedensultimatum an die Westmächte richten wird, werden auch die bekannten Aspirationen Italiens von sich reden machen.

So wie sich die Lage heute darstellt, dürfte somit die „Neutralität" Italiens vielleicht nur temporärer Natur sein. Möglicherweise ist der Tag nicht fern, da Frankreich die deutschen und italienischen Forderungen — erstere kolonialer, die andern ernsterer Natur — unter der Perspektive jenes Zweifrontenkrieges dargelegt werden, vor den die Westmächte Deutschland als ultima ratio zu stellen dachten . . .

England und Frankreich werden wohl in Kürze vor einer Entscheidung von historischem Ausmaß stehen: Aufgabe ihrer Verpflichtungen im Osten und damit Aufgabe ihrer vertragsmäßigen Kreditwürdigkeit — Aufgabe ihrer Vormachtstellung im Mittelmeer, in den Kolonien: also Aufgabe der Fundamente ihrer Großmachtstellung oder — Aufnahme eines Kampfes von gigantischem Ausmaß, ohne jede Position im Osten — bei zudem unsicherer russischer Haltung — gegenüber zwei Mächten, die entschlossen sind, einen kurzen Krieg, mit allen seinen Merkmalen, zu erzwingen . . .

Dann aber wird für Frankreich das historische Wort, das Joffre und sein damaliger Generalstabsoffizier Gamelin jenem berühmten Tagesbefehl zur Marneschlacht voranstellten, eine für Jahrhunderte schicksalsschwere Bedeutung — mehr noch, als vor 25 Jahren — erlangen:

„Au moment où s'engage la bataille dont dépend le salut du pays . . "

An der Grenze, 2. Oktober 1939

Jann v. Sprecher.

Bücher Rundschau

Europäische und außereuropäische Streiflichter.

Irland.

Robert Bauer: Irland. Die Insel der Heiligen und Rebellen. Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig. 1938.

Die Geschichte Irlands ist ein erstaunliches Auf und Ab großer Hoffnungen und tiefer Enttäuschungen. Jede neue Schilderung dieses verworrenen Weges muß dankbare Aufmerksamkeit finden, sieht sich doch der festländische Beobachter vor der schwierigen Aufgabe, aus der Überfülle der Zeugnisse von irischer wie von eng-

lischer Seite ein gerechtes Bild zu gewinnen, das beiden Seiten im Kampf um Irland gerecht wird. Wer an die Sichtung und Klärung der irischen Fragen herangeht, muß nicht nur die Iren, sondern auch den großen Gegenspieler Irlands, eben England, kennen, muß sich über das Wesen und Werden Irlands sowohl als auch Englands, Schottlands und des walisischen Landesteils der „britischen" Inseln klar sein. Der Leser wird aber hier weder ein Bild des irischen Menschen, noch der Wesenszüge der Mit- und Gegenspieler erhalten. Der Verfasser beschränkt sich vielmehr auf eine Darstellung des äußeren geschichtlichen Ablaufs der Geschehnisse auf der irischen Insel.

„Die Tragödie einer Nation" nennt der Verfasser die Geschichte Irlands von der Frühzeit bis in die 1840er Jahre. Wieweit aber, so wird der Leser gleich gleich zu Anfang fragen, darf man von einer „Nation" überhaupt in einer Zeit sprechen, die im Dunkel der Legende liegt? Der Verfasser stellt sich diese Frage nicht, geht vielmehr ohne Bedenken von Begriffen unserer Tage aus und wendet sie auf frühere Zeitabschnitte, auf Frühzeit wie Mittelalter, ohne weiteres an. Obwohl die meisten der von ihm gesammelten äußeren Tatsachen geschichtlichen Ablaufs richtig dargestellt sein mögen, fehlt dem Buch doch die eigentlich geschichtliche „Kenntnis". Es darf aus diesem Grunde nur ein Leitfaden zur ersten Einführung in die Geschichte Irlands genannt werden, ein Grundriß, den der Leser selbst erweitern und gewissenhaft überprüfen muß, bevor er zu einem Urteil über Irland befähigt ist.

Es ist eine reizvolle Frage, sich zu überlegen, was aus Europa geworden wäre, wenn die irischen Mönche, die dem Festland — bis weit nach Süddeutschland hinein — das Christentum brachten, die Verbindung mit Irland aufrecht erhalten hätten; wenn Irland seine große, über ganz Westeuropa ausstrahlende geistige Kraft behalten hätte; wenn Englands Söhne weiterhin zum Studium nach Irland gegangen wären ... Die große Kraft, die von Irland ausging, versagte jedoch. England wuchs empor, während Irland in den Schatten zurücksank. Hier, so scheint mir, liegt die wahre „Tragödie" Irlands. In dem vorliegenden Buch erfährt der Leser nur wenig von der europäischen Bedeutung Irlands. Dies mag zum Teil daher rühren, daß ein Wort wie „Klosterkultur", das sich kaum vermeiden läßt, im heutigen Deutschland keinen sehr guten Klang hat.

Die Unterwerfung der Iren durch England, die Teilbesiedlung mit Schotten, der Vernichtungsfeldzug Cromwells und die Bestrebungen der erwachenden Selbständigkeit unter Grattan und O'Connell, Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, sind im ganzen zuverlässig geschildert. Der Verfasser wendet sich dann dem Hauptteil seines Buches, dem „Kampf der Iren um ihren Staat", zu und schildert, allerdings unter zu starker Außerachtlassung der englischen Parteikämpfe, den Streit um die irische Selbstverwaltung („Home rule"). Merkwürdigerweise hat er jedoch die Bedeutung der geistigen Bewegung der um ihre Sprache besorgten Iren verkannt. Mit der Feststellung, „Manche machten auch gälische Gedichte", ist weder der künstlerischen noch der politischen Bedeutung der Gälischen Bewegung Genüge getan. Noch nicht einmal der Name eines William Butler Yeats oder des unvergessenen AE (Russell) ist erwähnt; von dem eigentlichen Lebenswerk des jetzigen Präsidenten Eires, Douglas Hyde, das der Sprachbewegung gewidmet war, spricht der Verfasser nicht. Nimmt man hinzu, daß dieses Buch über Irland in etwas spröder Sprache geschrieben ist, so sind einige der Bedenken erwähnt, die sich bei der Lektüre aufdrängen. Sachfehler in den letzten Abschnitten sind vom Leser leicht zu berichtigen: England erklärte Deutschland nicht am 3. August 1914, sondern am 4. den Krieg (S. 229); Churchill ist fünf Jahre jünger als Neville Chamberlain, sodaß es also nicht angeht, „den alten Churchill gegen N. Chamberlain" auftreten zu lassen (306); die Verfassung Eires spricht nicht vom Völkerbund (292), dem sich Eire anschließen kann, wenn es will, sondern von einem Bund von Völkern, was nicht dasselbe ist.

Trotz allem wird das vorliegende Buch dem Leser einen ersten Überblick über die äußeren Daten der irischen Geschichte vermitteln.

F. W. Pick.

Britische Staatsmänner von gestern und heute.

Im Augenblick, wo sich das Britische Weltreich in einen Machtkampf von nie erlebten universellen Ausmaßen verwickelt sieht, wenden sich die Augen der Welt auf die Männer, die an seiner Führung beteiligt sind. Ohnehin ist es bezeichnend für die lebenden Generationen, daß sie genauer als die vorangegangenen jene Persönlichkeiten kennen wollen, welche am Zeitgeschehen maßgebend mitwirken. Diesem Bedürfnis kommen zwei bemerkenswerte Neuerscheinungen des letzten Jahres entgegen.

Carl-Erdmann Pückler zeichnet **„Einflußreiche Engländer"** (Berlin, Frundsberg-Verlag, 1938). Es ist schade, daß er seinen knappen Einzelporträts als „Idealbild" ein spöttisch gehaltenes, verzerrtes Bild des Gentleman-Parlamentariers vorangehen läßt, den er nicht zu verstehen scheint. Seine Charakteristiken sind größtenteils besser, als dieser Anfang erwarten läßt. Ernsthaftes Streben nach Objektivität spricht aus den meisten von ihnen. Gelegentlich mißraten Striche. Pückler zieht den Rahmen nicht über England hinaus; nicht einmal führende Männer britischer Dominien finden Erwähnung. Auf Lloyd George, George Lansbury, Stanley Baldwin, Austen und Neville Chamberlain, Winston Churchill und den Earl of Derby folgen Jüngere wie Lord Halifax, Sir Samuel Hoare, Anthony Eden, Major Attlee, Herbert Morrison, Sir Stafford Cripps. Man vermißt Sir Archibald Sinclair und den Arbeiterführer Greenwood.

Wer der Persönlichkeit des heutigen Premierministers geistig näher treten will, orientiert sich bei **Sir Charles Petrie, „Die Chamberlains"** (Deutsche Übertragung von Dr. Anton Meyer, Leipzig, Phil. Reclam jun., 1938). Der Verfasser wollte in seinem Werk, das er englisch **„The Chamberlain Tradition"** nannte, zeigen, was Großbritannien und das Britische Reich der Familie Chamberlain zu danken haben. „Es scheint im Schicksal der Chamberlains zu liegen, daß sie früher oder später von dem heimischen Felde zu den großen Aufgaben der Außenpolitik berufen werden" (S. 129). „Durch mehr als ein halbes Jahrhundert waren die Chamberlains durch Glück und Unglück die Herolde des Empire. Sie wußten, daß Großbritannien sein Schwergewicht in der heutigen Welt nur als Teil eines großen Britischen Weltreiches voll in die Waagschale werfen konnte" (S. 279). Der Vater und der jüngere Sohn dienten sich zuerst in der Kommunalpolitik herauf und machten sich Namen durch große sozialpolitische Reformen in diesem Rahmen. „Erst nach harter Arbeit konnten sie ihr Ziel erreichen und keinem von ihnen blieben bittere Enttäuschungen erspart ...; aber die Schicksalsschläge, die Joseph Chamberlain und seine Söhne trafen, hatten nur den Erfolg, ihren Charakter zu stählen und ihren Blick zu weiten" (S. 278). „Am höchsten zeichneten sich die Chamberlains durch Führerqualitäten, durch Mut, Kraft und Wirklichkeitssinn aus ...; daß sie diese Eigenschaften bewährt, daß sie von hohen Grundsätzen erfüllt, ihre großen Leistungen geschaffen haben: das macht das Wesen der Überlieferung aus, die sich zum Segen des britischen öffentlichen Lebens ausgewirkt hat — der Chamberlain-Tradition" (S. 280).

Petrie weist eindringlich darauf hin, daß Neville Chamberlain bei seinem Amtsantritt eine ganz besonders schwierige außenpolitische Lage vorfand; im Gegensatz zu Seton-Watson (Britain and the Dictators) steht er der Sanktionenpolitik gegen Italien, wie uns scheint mit Recht, mit großen Vorbehalten gegenüber und verurteilt die Haltung der parlamentarischen Opposition zum neuen Premierminister. Für ihn ist Neville Chamberlain „einer der wenigen Staatsmänner von heute, die imstande sind, die Probleme des Landes als ein Ganzes zu sehen; er erkennt, daß sie so eng verwoben sind, daß sie nicht getrennt werden können ..." (S. 265/266). Wie alle Chamberlains ist er reiner Realpolitiker mit sehr praktischer Einstellung; frei von jedem Dogmatismus geht er an die Probleme heran, nichts tut er ohne gründliche Vorbereitung. „Kurz, die britischen Interessen und keine abstrakten Ideologien bilden unter Chamberlains Ministerpräsidentschaft die Grundlagen der britischen Außenpolitik" (S. 267).

Sir Charles Petrie hatte sein Buch mit Ende 1937 abgeschlossen. Der deutsche Verlag ersuchte Dr. Karl Silex darum, das Buch durch eine Darstellung der Ereignisse von 1938 bis München zu ergänzen. Silex tut dies mit offenkundigem Bestreben nach strenger Sachlichkeit; trotzdem ist er gelegentlichen Neigungen zur Polemik nicht entgangen. Nach seiner Meinung ist die Münchner Erklärung der

beiden Staatsmänner die Magna Charta der britisch-deutschen Beziehungen. „Die planmäßige und entschlossene Politik des Führers hatte einen Partner gefunden, der sie genau verstand. Chamberlain war sich der Bedeutung der Stunde bewußt" (S. 302). Das Große an Chamberlain sieht Silex darin, daß er seinem Partner Vertrauen entgegenbrachte in der Überzeugung, ein großes und starkes Land wie Großbritannien müsse Großmut beweisen. Die Saarbrückener Rede Hitlers erwähnt er nicht mehr.

Das Buch mit seinem Epilog wurde gedruckt und veröffentlicht, bevor die Deutschen Prag besetzten. Seither fühlt sich Neville Chamberlain in seinem Vertrauen zu Hitler auf das Schwerste enttäuscht. Daher sein „Il faut en finir".

Otto Weiß.

Frankreich in deutscher Beleuchtung.

Otto Völcker: „Der französische Soldat. Wesen und Haltung." E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1939.

Friederich Sieburg: „Blick durchs Fenster. Aus 10 Jahren Frankreich und England." Societäts Verlag Frankfurt a. M. 1939.

Hans Wendt: Frankreich heute und wir. Ein blau-wei-rotes A B C." E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1939.

In unserer Zeit journalistischer Übertreibung und haßerfüllter, darum gerngeglaubter Propaganda, ist es doppelt wohltuend, den gebildeten und gerechten Menschen wiederzufinden. Mit Ausnahme vielleicht von Chateaubriands „La gerbe des forces" und Benoist-Méchin's „Histoire de l'Armée Allemande depuis l'armistice", ist uns kein Buch der neuesten französischen Literatur bekannt, das die Unvoreingenommenheit und von nationalem Empfinden ungetrübte Klugheit der beiden erstgenannten Werke besitzt. Thematisch grundverschieden, verbindet sie das ehrliche Streben nach Gerechtigkeit und damit Sauberkeit.

Völcker hat mehr als nur eine Schilderung des französischen Soldaten gegeben, wie er dem deutschen Nachbarn erscheint. Er sieht ihn so, wie ihn auch der unbefangene Dritte erlebt. Wenn wir das Resultat weniger auf den rassischen Grundlagen als auf dem geschichtlichen Werden aufzubauen gewohnt sind, so ändert dies doch am Ergebnis nichts. Wer als deutsch Sprechender die Verschiedenartigkeiten und doch wieder das Verbindende kennen lernen will, das die Größe des französischen Heeres ausmacht, wird freudig zu Völcker greifen. Sein Buch enthält außerdem vieles, das das Studium der französischen Militärliteratur erleichtert, weil die uns oft unbekannten Begriffe, die der Franzose voraussetzt, erläutert werden.

Aus Sieburgs Werk aber spricht der Künstler und Freund. Mag er sich mit der französischen Geschichte oder den Erscheinungen gegenwärtiger französischer Lebensform befassen, immer behalten Kritik und Anerkennung die taktvolle Note, die den Gast ziert. Auch Sieburg hat den tiefgreifenden Unterschied empfunden, der heute, und nicht nur heute, den Deutschen vom Franzosen trennt. Er hat es auch ausgesprochen. Und doch bemüht er sich mit Erfolg, das Erlebnis feinfühlend wiederzugeben. So schwebt denn über den Zeilen etwas von jener lichten, wassergesättigten Atmosphäre gewisser Septemberabende, die uns das wirkliche Frankreich offenbart.

Hans Wendt ist ein guter Kenner Frankreichs. Er will Frankreichs wahres Gesicht zeigen, so wie der Deutsche es sieht. Seine Beobachtungen schildert er in alphabetischer Reihenfolge.

Wendt hat gut beobachtet. Er erkennt die Eigenarten der französischen Lebensformen verschiedenster Kreise, ihre Einflüsse und ihre Haltung Deutschland gegenüber. Da diese deutschen Bestrebungen entgegengesetzt gerichtet sind, fühlt er eine innere Gegnerschaft, die auch ihn befällt. So wird auch der Verfasser hin und wieder dem Nachbarvolke gegenüber ungerecht, doch nicht mehr und nicht weniger, als der gebildete Franzose es Deutschland gegenüber ist.

Das Buch ist auch für den wertvoll, der gewissermaßen als unbeteiligter Dritter der Auseinandersetzung folgt. Denn es enthält vieles, das ein Franzose nicht ausspricht. Mag sein, daß es ihm nicht auffällt, vielleicht aber auch, weil er es vor Fremden nicht wahr haben will. — Dieser Umstand aber dürfte gegenseitiges Verständnis kaum fördern. Auch wir lieben es nicht, unsere Schwächen in fremdem

Spiegel zu sehen. Doch wer wünscht schließlich heute in beiden Lagern die Verständigung? Ehrlich wohl wenige. Sie wäre eine Angelegenheit der Vernunft. Das Herz spricht dagegen. Auch dasjenige Wendt's.

Zürich, Juli/August 1939.

G. Züblin.

Schultheß' Europäischer Geschichtskalender 1937. Herausgegeben von Ulrich Thürauf. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1938.

Der 78. Band eines hochverdienstlichen Unternehmens liegt vor uns. Jahr für Jahr seit dreiviertel Jahrhunderten hielt der Europäische Geschichtskalender von Schultheß chronologisch und nach Ländern geordnet streng aktenmäßig die wichtigsten Ereignisse fest. Längst ist er zu einem wertvollen Quellenwerk geworden.

Eine kurz gehaltene Einleitung von Richard Suchenwirth betrachtet lediglich den „Deutschen Aufbau im Jahre 1937"; sie geht rein vom deutschen Standpunkt der Gegenwart aus. Fast ein Drittel des eigentlichen Textes ist — darin folgt der Band alter Tradition des Werkes — dem Deutschen Reich gewidmet, immerhin ein Sechstel Großbritannnien und dem Britischen Reich. Über den im Titel genannten europäischen Rahmen geht das Buch nur in bescheidenem Maße hinaus.

Die Teile Deutsches Reich und Italien enthalten sehr viele zusammengefaßte Berichte von Kundgebungen und Reden, besonders des Führers und des Duce, sowie Hinweise auf Gesetzgebungsakte. In letzteren beiden Beziehungen bietet sich Material, für dessen Sammlung auf gedrängtem Raum der Zeithistoriker dankbar ist. Die Spanien betreffende Partie registriert die Gründung der großen Staatspartei J. O. N. S.; eine besondere Chronik schildert die Entwicklung des Bürgerkrieges. Unter „Großbritannien" erscheint als erstes das britisch-italienische Mittelmeerabkommen vom Januar 1937, dessen Wirkung so gering bleiben sollte; mehr als der Königskrönung wird naturgemäß der Empirekonferenz und dem Kabinettwechsel Baldwin-Chamberlain Beachtung geschenkt. Über USSR und USA findet sich verhältnismäßig wenig. Der Beginn des chinesisch-japanischen Krieges nimmt dagegen einigen Raum ein. Auch der Völkerbund wird keineswegs kurz übergangen.

Als besonders nützlich darf der diplomatische Anhang bezeichnet werden. Er orientiert besonders über die Verhandlungen zur Westpaktfrage und zur Nichtintervention in Spanien sowie über die Mittelmeerkonferenz in Nyon.

Auch die Schweiz bleibt nicht vergessen. Dabei hat die Außenpolitik den Vorzug erhalten. Die Unterredung Hitler-Schultheß über die deutsche Respektierung der schweizerischen Neutralität, die Beziehungen zum Völkerbund, die de jure-Anerkennung des italienischen Kaiserreichs Äthiopien, die Spanienpolitik beschäftigte damals die öffentliche Meinung stark genug. Aus der Innenpolitik sind die Diskussionen um das Staatsschutzgesetz und die Freimaurerinitiative speziell hervorgehoben.

Es handelt sich bei alledem um rein sachliche Erwähnungen, Zitationen und Zusammenfassungen. Höchstens in der Art der Auswahl und der Erwähnung von Personen zeigt sich da und dort eine gewisse polemische Tendenz.

Otto Weiß.

Afrika

Friedrich Sieburg: Afrikanischer Frühling, eine Reise. Societäts-Verlag Frankfurt a. Main 1938.

An Hand einer Reise durch Tunesien, Algerien, Marokko, verbunden mit einer Durchquerung der Sahara und einem Vorstoß bis an den Niger und durch Senegambien, gibt der Verfasser nicht nur ein sehr anschauliches, vielseitiges Bild von Land und Leuten der bereisten Länder. Dadurch, daß auch kolonialpolitische, ethnographische, kulturelle, sowie Rassen- und Verwaltungsfragen erörtert werden, gewinnt die Darstellung an allgemeinem Interesse und erhebt sich über den Rahmen eines gewöhnlichen Reisebuches. Frankreichs Schwierigkeiten auf afrikanischem Boden sind ohne Zweifel groß, aber anderseits verdienen auch dessen Leistungen, besonders die seiner Offiziere, der Zivilkontrolleure und Kolonialverwalter, volle Anerkennung. Die Gestalt von Maréchal Lyautey wird als ein nie wieder zu er-

reichendes Vorbild bei Franzosen und Einheimischen gleich geschätzt. Man rühmt sein leuchtendes Beispiel für das Verständnis zu den Eingeborenen und ihrer Kultur, verbunden mit dem Willen zur Ordnung und einem fast väterlichen Wohlwollen.

In der Regel macht man sich bei uns ein falsches Bild vom herrlichen Klima und der Fruchtbarkeit des mediterranen Nordafrika. Wahrheit ist, daß der wirklich produktive Boden, im Vergleich zu den gewaltigen Räumen dieser Länder, sich sehr bescheiden ausnimmt, und daß der Großteil der Bevölkerung Mangel, um nicht zu sagen, periodisch an Hungersnot leidet. Wem ist es bekannt, daß die Nomaden der Sahara jedes Jahr, bald früher, bald später, nach den Randgebieten der Wüste ziehen, um nicht Hungers sterben zu müssen, daß die französischen Militärposten für solche Zeiten zur Verfügung der Eingeborenen Notrationen aufgestapelt haben; daß Verhungernde ihren wiederkauenden Kamelen den Futterballen aus dem Munde rauben, um so den nagenden Hunger einigermaßen zu stillen. Wieviele Probleme entstehen nicht durch das Nebeneinander primitiver Nomadenvölker und der Hochkultur Europas. Mit ihr hat auch die soziale Frage ihren Einzug gehalten, gilt doch bei den algerischen Grubenarbeitern die Gewerkschaftsmitgliedkarte als Talisman gegen das Verhungern. Und mitten in diesen fast ständigen Hungergebieten finden sich für die Reisenden Luxushotels mit den letzten Errungenschaften der Zivilisation und mit auserlesenster Küche.

Eine Reise durch die Sahara ist heute kein Wagnis mehr; sogar die Preise sind so gesunken, daß sich selbst der Mittelstand die Teilnahme an einem solchen Unternehmen leisten kann. Überall ist für den Reisenden gesorgt, die Pisten mit Entfernungsangaben markiert, Tafeln geben Aufschluß über die nächsten Wasserplätze. Von Station zu Station wird das Auto gemeldet; bleibt es aus, so wird sofort eine Hilfsexpedition ausgeschickt. Nordafrika ist das Land der Gegensätze; das Land ohne Regen, wo aber, wenn einmal Regen fällt, sich alle Schleusen des Himmels öffnen und Torrenten, die jahrelang keinen Tropfen Wasser sehen, in kürzester Zeit zu gewaltigen, alles verheerenden Strömen werden, wie ich dies selbst zweimal bei Kairouan erlebt habe; das Land, bar jeder Vegetation, das sich nach einem der seltenen Regenfälle in einen herrlichen Blumengarten verwandelt. Doch diese Pracht verschwindet wieder fast so rasch, wie sie durch Zauberschlag dem Boden entsproßt war; das Land der unabsehbaren Ebenen, die sich nach allen Himmelsrichtungen in unendlichen Fernen verlieren. Daneben gibt es wieder wilde Hochgebirge, in phantastische Formen zerklüftet, ein ewiges Auf und Ab, in geheimnisvoll verschlungenen Schluchten, umgeben von stattlichen Drei- und Viertausendern. Der Geist des Zeltes ist der Geist des Stammes. Die Heiligkeit der Armut, die Verehrung des Irrsinnigen, die Rolle des Marabut im Volksleben, wie fremd ist uns nicht dies Alles. Doch gibt es auch hier, so gut wie in Europa, eine brennende Judenfrage. Überall ist die Schule eingerichtet, und die Kinder der Eingeborenen besuchen sie leidenschaftlich gern.

Sieburg ist ein guter Schilderer; er versteht es ausgezeichnet, das Eigenartige zu erfassen. Das zeigt sich auch bei seinen Städtebildern. Wie verschieden sind doch das morgenländische Tunis, das moderne Algier oder das vielgestaltige Fez mit seinen vier verschiedenen, zu einem Ganzen vereinigten Teilstädten: das Eingeborenen-, das Juden-, das Europäer- und das Militärviertel, oder gar das ferne Timbuktu, dessen einst märchenhafter Glanz für immer dahin ist; besteht doch die Stadt nur noch aus einem Wirrwarr von Lehmhütten und Staub, eine nicht endenwollende Welt, in der Reste der Vergangenheit gesucht werden müssen.

M. Rikli.

Gedat G. A.: Was wird aus diesem Afrika? Erlebter Kampf um einen Erdteil. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. 1938.

Gustav Gedat, dessen Buch „Ein Christ erlebt die Probleme der Welt" in 270 000 Exemplaren verbreitet ist, schreibt, nach einer zweijährigen Reise in Afrika, einen außerordentlich fesselnden Reisebericht über diesen umstrittenen Erdteil. Drei Großmächte ringen um Afrika. Wird der rührige Islam Gewalt über seine Seele gewinnen, wird der aus der zerstörten Bindung seiner Kultur herausgelöste Eingeborene einem amerikanischen Bolschewismus und der Schundware der Zivilisation anheimfallen? Dies ist in den Küstenstädten bereits der Fall, und diese Gefahr dehnt sich landeinwärts aus. Kann das Christentum mit wenigen, aber bis zum

äußersten sich opfernden Streitern und damit das Abendland endlich siegen? Das ist die große, noch unlösbare Frage: Was wird aus diesem Afrika? Der Verfasser gewährt mit dem sorgfältigsten Studium der ganzen Problematik, die durch die Rassenfrage so verwickelt erscheint, durch die Fülle seiner Anschauungskraft und bezeichnende Beispiele einen Einblick von bleibendem Wert in die geistige und wirtschaftliche Struktur dieser fremden Welt.

Für die 250 Millionen Mohammedaner in der Welt ist Kairo mit seiner Milgion Gläubigen und der berühmten Universität El-Azhar das Hirn des Islam. In dieser Schule der Weisheit rüstet sich der Student in 34 Semestern zum Führer, Prediger und Missionar aus. Die Unterschiede im theologischen Denken des Islam sind zwar unermeßlich große, aber gerade seine Anpassungsfähigkeit und Toleranz gegenüber primitiven Negerstämmen verbürgt die politische Macht der Religion. Japan hat dies in seine weltpolitischen Aspirationen dadurch einkalkuliert, daß es sich mit dem Islam verbündet als der Vorhut einer Bewegung, die in einem asiatischen Reich gipfeln soll. Zwischen dem indischen Islam und der ostafrikanischen Küste ist heute Aga Khan das mächtigste Bindeglied. Die Gläubigen der Goldküste preisen ihn auf ihren Transparenten als Herrn und Heiland — ein sehr geschäftstüchtiger Retter übrigens, der sich auf einer Waagschale sitzend mit 30 000 Pfund Gold buchstäblich aufwiegen ließ, um mit der Summe eine religiöse Propagandabank zu finanzieren.

Afrika ist der Erdteil der Moscheen und des Korans geworden — aber auch des Blechs. Wohin die Verkehrsmittel dringen, wandern auch die Wellblechbuden hin. Der trostlose Anblick des Blechs in den Straßen der Städte und der im Lande liegenden Dörfer ist für Gedat geradezu Symbol der ganzen Geburtsnot des Kontinentes geworden, der schwer um eine neue Form und eine neue Kultur ringt. Ein Auflösungsprozeß, der besonders im südafrikanischen Industriegebiet mit seinen neun Millionen Einwohnern scheußliche Folgen hat. Es entsteht der entartete Typus des Mischlings und Zivilisationsnegers, der in den Minencamps ein schwarzes Proletarierheer bildet. Gedat tritt gegen die Gleichberechtigung von Weiß und Schwarz ein und gibt damit den Engländern recht, die im Gegensatz zu den Franzosen jede Rassenvermischung ablehnen. Tatsächlich dienen die Anstrengungen zur Niederlegung der „Colour-Bar", der Farben-Schranke, nur als Agitationsstoff für nationalafrikanische oder bolschewistische Vereinigungen mit dem gemeinsamen Ziel, die Weißen zu vertreiben. Große Landzuteilungen, die bäuerliche Verwurzelung der Schwarzen könnten hier der Gefahr der Zukunft vorbeugen, die in dem tragischen Gedicht der Sotho hervorbricht: „Weh uns, wir haben kein Land, in dem wir eine Heimat haben . . ."

Falsche Aufklärung, wie daß Gott der Verstand sei, und unverständige, allerdings nicht zu verallgemeinernde Gerichtsurteile verschlechterten das Verhältnis zwischen Weiß und Schwarz. Am wenigsten trifft die Mission eine Schuld, soviel auch gegen sie vorgebracht wird eben von jenen Leuten, die sich nie in dieses entsagungsvolle Werk vertieften. Es ist das besondere Verdienst dieses Buches, die tapfere Pionierarbeit für den Glauben und namentlich für die Gesundheit hervorzuheben. Daß der Bekehrungserfolg oft problematisch ist, zeigt der Verfasser an mehreren Beispielen. Besonders reizvoll ist indes die kleine Geschichte eines amerikanischen Journalisten, der im Wirken der Mission nur deren Schattenseiten sah und einen Häuptling infolgedessen suggestiv fragte, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn die Missionare nie gekommen wären. „Herr, du hast recht", lautete die klassische Antwort. „Dann könnten wir dich heute abend kochen und auffressen. Da wir nun Christen geworden sind, geht das leider nicht". Völlig ungewiß aber ist, welche Rückwirkung der heutige Weltkrieg, der ja zwischen christlichen Völkern geführt wird, auf die farbigen Neuchristen haben wird.

Eine große Zahl hervorragender Originalphotos hält die krassen Gegensätze des gegenwärtigen Afrika fest, erschütternd in ihrer Wahrheitstreue und Ungeschminktheit.

H. A. Wyß.

Paul Rohrbach und Justus Rohrbach: „Afrika heute und morgen. Grundlinien europäischer Kolonialpolitik in Afrika". Verlag Reimar Hobbing, Berlin. 1939.

Der schon aus Vorkriegszeiten wohlbekannte politische Schriftsteller und Weltreisende Paul Rohrbach legt gemeinsam mit seinem Sohne Justus einen Band über Afrika vor, der, entstanden im Anschluß an eine kürzlich unternommene größere Reise, über einen bloßen Reisebericht weit hinausgeht.

In bewußter Selbstbeschränkung wird Afrika nur als Wirtschaftsgröße behandelt, als Ergänzungsraum der Welt- und der europäischen Wirtschaft, wobei nächst der Gegenwart und Wirklichkeit die mögliche Zukunft, das wirtschaftliche „Potential" des dunkeln Erdteils, mit Recht in den Mittelgrund der Untersuchung tritt. Indem aber die Verwirklichung dieses Potentials keineswegs nur ein wirtschaftlich-technisches Anliegen, sondern beinahe noch mehr ein Bevölkerungsproblem ist, fallen in den Gesichtskreis des Buches auch alle Hauptfragen afrikanischer Bevölkerungs- und Kulturpolitik, und der Schreibende bekennt gern, daß ihn eben diese Kapitel am stärksten gefesselt haben. Denn die „Sanierung" der von Krankheit, Hunger, Kindersterblichkeit, Überanstrengung der Frauen, falscher Gesundheitspflege, wenn nicht Raubbau von außen, verheerten und gelichteten Eingeborenenstämme, die „Aufforstung", wie man schon gesagt hat, des afrikanischen Bevölkerungsstandes ist nur die eine Seite der Aufgabe — obschon zweifellos eine sehr wichtige, da von ihr jede eindringlichere wirtschaftliche Auswertung des afrikanischen Erdteils, sei es in Pflanzungsbetrieben oder im Bergbau, schlechthin abhängt. Die andere, fast noch bedeutendere Aufgabe liegt in der Entscheidung, welchen menschlichen Bildungszielen man den Eingeborenen entgegenführen will. Der Neger ist ein Wesen eigenen Rechtes, verwurzelt in dem Mutterboden einer uralten Gemeinschaftskultur, die ihn auch sittlich, als Persönlichkeit, trägt und hält; eine Erziehung, die ihn diesem Erdreich entreißt, um ihn mit dem unechten Flitter einer europäischen, ja gar Hochschulbildung zu behängen, entspringt im günstigsten Falle einer falsch verstandenen Humanität. Statt den Eingeborenen werden zu lassen, was er ist, züchtet sie haltlose Zwitter und Talmi-Europäer, deren ungestillter, weil unstillbarer Ehrgeiz — in den Schranken, die das europäische Machtbehauptungsstreben ziehen muß — nur zu Haß werden kann: der entwurzelte Neger ist der gelehrigste Schüler Moskaus. In diesem Sinn hat die Frage der Eingeborenen-Erziehung, für die europäischen Kolonialvölker, auch die größte herrschaftspolitische Bedeutung.

Der Abschnitt über diese Kulturpolitik der einzelnen Mächte, mit Einschluß der vorläufig durch den Weltkrieg wieder ausgeschalteten deutschen, verdankt seine Anziehungskraft nicht zuletzt der gesichteten Auswahl fremder Stimmen, die hier neben der wohlerwogenen eigenen zu Worte kommen. Welche Problemfülle liegt allein in dem Widerspruch, daß der Eingeborene britisch Mittelafrikas zu Universitätsgraden, ja zu Adelstiteln aufrücken kann, während ihm in Südafrika, bei nicht minderer Begabung, sogar der Zugang zum einfachsten Handwerk versperrt ist!

Daß ein Blick auf die früheren deutschen Kolonien den Abschluß bildet und dabei in die Waage gelegt wird, was die heutigen Mandatverwaltungen hätten leisten können und sollen, und was sie tatsächlich geleistet haben, wird den Verfassern kein billig Denkender verargen wollen. Diese Mandatgebiete sind, vermöge des eigenartigen völkerrechtlichen Schwebezustandes, in den sie der Vertrag von Versailles versetzt hat, im Grunde zu einem „Niemandsland" oder richtiger zu einem „Jedermannsland" geworden, mit den zwar in Genf verschwiegenen, aber naheliegenden Wirkungen, die für den Eingeweihten die Spatzen von den Dächern pfeifen.

Ein Anhang mit wertvollem Zahlenstoff und mit einer Bevölkerungskarte endet den Band, der sich auch dem nichtdeutschen Leser durch die Klarheit des Aufbaus, den Reichtum der vorgetragenen Tatsachen, die unvoreingenommene Weite des Urteils und die Flüssigkeit der Darstellung empfiehlt. Wer sich mit den Hauptproblemen afrikanischer Kolonialwirtschaft, mit dem, was dieser Erdteil wirtschaftlich ist und werden kann, vertraut machen will, wird nicht leicht zu einer besseren Einführung greifen. Eine wohlverarbeitete Belesenheit verbindet sich darin mit umfassendem eigenem Wissen, das von einer schönen und reifen Männlichkeit getragen ist. Aus Dr. Paul Rohrbach, der Jahre lang selbst im deutschen Kolonialdienst gestanden und im einstigen Deutsch-Südwest eine Farm betrieben hatte,

spricht nicht nur der urteilbefähigte Reisende großen Stils, sondern auch der Sachkundige aus persönlicher Berufserfahrung, der nur schreibt, weil er wirklich etwas zu sagen hat. Friedrich Böchting.

Lyrik

Die nachfolgende Besprechung der **Gedichte europäischer Soldaten** wurde diesen Sommer geschrieben. Das Buch und die Besprechung haben heute eine tragische Aktualität. Die Schriftleitung.

Sie alle fielen ... Gedichte europäischer Soldaten. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin 1939.

Es könnte für die Kunst — wenn anders sie dessen bedürfte — keine edlere Rechtfertigung geben, als die, daß in jenen äußersten Augenblicken, wo zwischen Tod und Leben kaum mehr eine Grenze zu begreifen ist, der Mensch für alles, was vielleicht noch zu schauen und zu denken bleibt, mit soviel Vertrauen zu ihr Zuflucht nimmt. Daß er, wo alle anderen Freundlichkeiten des Daseins ihn verlassen, an diese eine sich hält, wie mit einer geheimen Zuversicht, daß auch ihr der Schritt aus der Gegenwart in die Ewigkeit vertraut und gehbar sei. Es hat aber dies alles mit der Frage nach der dem Einzelnen erreichbaren Höhe der Kunstvollendung nichts zu tun; es geht nur um jene seltsame Tatsache, daß dort, wo vor der Gewalt des Lebens die Ausdrucksmittel des Tages versagen, der Mensch, wie aus Instinkt und Notwehr nach den Mitteln der Kunst begehrt.

Vielleicht auch spielt das Mysterium der Form mit: so nahe der Stelle, wo sie mich ihres Dienstes entläßt, ziemt es sich, der strengen Herrin über Glück und Trauer noch einmal zu huldigen. Es kann aber hier dem Soldaten nichts näher sein als die gebetartige Unmittelbarkeit und Beseeltheit der Lyrik. In ihr ist ganz nur Form und Offenbarung; nichts von dem Bewußten und Lastenden, aus welchem sich in Zwang und Ingrimm das schwergefügte große Kunstwerk baut. Es muß das zärtliche Geschenk einer Stunde sein; denn ihrer bleiben vielleicht wenige, und jede ist die letzte.

Eine kleine Lese solcher Dokumente liegt hier vor, „Stimmen der Völker". Es reden Deutsche, Engländer, Österreicher, Franzosen, Italiener zu uns, ein Ungar, ein Serbe, ein Bulgare: siebenunddreißig Soldaten. Aber alle reden sie eine verwandte Sprache, die Sprache des Soldaten. Sie ist gekennzeichnet nicht durch den Lärm, sondern durch die Stille, nicht durch den Aufwand, sondern durch die Sammlung. Das Ungeheure ist nicht wegkonstruiert; es ist aber bei den einen überwunden und bei anderen überstanden. Darum ist sein Dröhnen wohl hörbar, aber nicht wie ein sinnloses Toben, sondern als das gemessene Schreiten eines Schicksals. Von dem, was nunmehr selbstverständlich wurde, ist nicht mehr oder kaum die Rede: von der Notwendigkeit des Sterbens für das Vaterland, von dem künftigen Sieg der Heimat, von dem strengen Glück soldatischer Pflicht. Es ist alles wohl da, aber als ein Vollendetes, und darum gedämpft und verhaltenen Klanges. Alles ist fühlbar und nichts ist aufdringlich. Das Geringe erscheint nicht unwichtiger als das Große; es ist alles auf irgend eine Weise mit dem Sein vereint, und um den Abschied von diesem geht es jetzt.

Ein deutscher Soldat grüßt seinen letzten Frühling:

„Frühling 1916.
So voll Glanz und Süße schien
Nie mir deine Frühlingsstunde.
So genoß ich nie dein Blühn,
Selig in des Herzens Grunde.
So mit sehnlicher Gewalt
Zwangst du nie mich zu dir, Erde,
Da ich ahne, daß ich bald
Ganz zu dir gehören werde." Franz Dibelius.

Ein Engländer lebt im Namen der glückseligen Heimat; also daß, wenn er sterbe, man nur dieses denke:

„Daß da ein Winkel ist auf freiem Feld,
Der England ist für immer".

Ein Franzose schickt der Geliebten eine Blume vom Chemin des Dames. Ein Serbe singt das Requiem für die Unbegrabenen im Friedhof der Helden in Meerestiefe. Ein Bulgare denkt eines alten Biwaks, jenseits des Flusses, an der Schwelle noch zwischen Krieg und Frieden. Einer erlebt im Lazarett die Heimkehr ins Leben. Einer bestaunt den Morgen und die Lerche im Blau. Einer sagt, in Hölderlinschen Rhythmen, von Schwermut. Einer kehrt zu Traum und Kindheit zurück. Einer begegnet in tiefen Schlüften dem toten Feind. Einer vernimmt den Chor der Schatten.

Sie sind aber, die meisten von ihnen, nicht Dichter von Berufung. Es mag sein, daß der eine und andere der früh Gefallenen auf dem Wege dahin war. Ihr Verhältnis zur Kunst ist noch das Ehrfürchtige und Scheue dessen, dem sie Sehnsucht ist und Trost, aber nicht Befehl und Bedrängnis. Wenige der Namen kennen wir nach Werken: Walter Flex, Robert d'Humières, Edward Thomas, Gorch Fock etwa. Aber auch ihre Beziehung zur Kunst ist in diesen Versen mehr die des Liebenden als des Schaffenden.

„Europäische Soldaten" — es sollte mit der Wahl dieser Benennung wohl angedeutet sein, daß die Kräfte und die Geister, die hier reden, mehr von dem Wissen um das Verbindende als von der Gewalt des Trennenden zeugen. Und hier ist, wenn wir den Anteil am Einzelschicksal verwinden und der stillen Zwiesprache uns entraffen, in aller Klarheit der Sinn und die Bedeutung des kleinen Buches zu finden. Es wiederholt sich, am zarten und eindringlichen Beispiel, daß die Sendung des Soldaten mit ihren letzten Zielen nicht im Sieg, sondern in der Versöhnung mündet. Und williger als andern wird man ihm das Recht auf solche Sendung zuerkennen, weil er weiß und bekennt, daß er nur Stufe ist zum Tempel und nur Saat zur späten Ernte:

„O nimm ihn entgegen, Du Sämann der Welt,
Und glückliche Ernte uns einstmals gewähre!
Dann birgt von den Feldern mit Liebe bestellt
Die Heimat auch mich als gesegnete Ähre." (Gyóni Géza.)

E. Schumacher.

Schweizerische Literatur

Schweizer Erzähler

Vergegenwärtigt man sich, wie viele verschiedenartige Erscheinungen sich unter dem Begriff der schweizerischen Erzählung zusammendrängen, so wird einem auch auf literarischem Gebiet die Vielgestalt und Vieltönigkeit unseres Lebens bewußt. Und wägt man die einzelnen Veröffentlichungen, so wird man finden, daß zwar die großen Schlager in der schweizerischen Literatur — wie natürlich in einem so eng begrenzten Raum — selten sind, daß wir aber über eine beträchtliche Zahl von beachtenswerten Erzählern verfügen, die mit fühlbarem Verantwortungsgefühl bei der Arbeit sind. Es liegt etwas Solides in ihren Werken, sie meiden billige Effekte, gestalten behutsam, lieber verhalten als wortreich, und gehen sehr sorgfältig mit dem köstlichen Instrument ihrer Sprache um.

Dies gilt auch für die Jüngeren unter ihnen und gilt im Besonderen für den Bezirk der eigentlichen Heimaterzählung, bei der die Versuchung, sich an eine Klischeewirkung, an Schönmalerei und sentimentales bengalisches Feuer zu verlieren, gefährlich nahe liegt. Schlimme Beispiele kennt jedermann, aber sie gehören doch zumeist einer zurückliegenden Zeit an. Der nicht ganz anspruchslose Leser der Gegenwart wäre für einen romantischen Kulissenzauber auch gar nicht empfänglich.

Da schreibt **Ernst Otto Marti** einen Bündner Roman mit dem Titel **„Menschen am Berge"** (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1939). Was für ein häufig behandelter, verführerischer und schwieriger Vorwurf! Hat das Motiv trotz des Umfangs der Alpenliteratur jemals eine wirklich gültige Lösung gefunden? Wir wollen auch nicht behaupten, daß Ernst Otto Marti sie biete, es fehlt wohl auch bei ihm ein Letztes und Tiefstes in der Zwiesprache zwischen Mensch und Berg. Aber die Lebensechtheit und Tiefgründigkeit seiner Darstellung ist dennoch unbe-

streitbar. Er erzählt vom schweren Schicksal eines jungen Bergbauern, der den Bruder seiner Geliebten erschießt, abgeurteilt wird und nach Verbüßung seiner Haft mit der Hilfe guter Menschen den Weg ins Leben wieder findet. Das ist von so starker Kraft durchdrungen und so ohne Umschweif dargestellt, daß man bewegt mitgeht. Wohl interessieren Schilderungen der Natur, das Hauptgewicht aber liegt auf dem Menschlichen, auf der Frage, wie sich ein Mensch mit seinem Schicksal auseinandersetzt. Und wenn man das Buch lange ausgelesen und auf die Seite gelegt hat, spürt man noch das Beste, das es zu geben hat, eindringlich zu einem reden: seine tiefe Herzensgüte, die unbeirrbar an die Menschen glaubt.

Einen Werdenberger Roman veröffentlicht **August Steinmann: „Die Montaschiner"** (Schweizer Bücherfreunde, Zürich, 1939). Hier handelt es sich weniger um stark bewegtes, dramatisches Geschehen als um die Schilderung einer stillen Welt: der Welt der letzten Montaschiner, eines Geschwisterpaares aus einem alten Landedelhause im Werdenbergischen. Es ist die Kunst des Autors, diese Welt — patriarchalisches Leben, menschliche Beziehungen, aufflammendes Glück und niedersinkendes Leid — in ergreifender Schlichtheit zu schildern. So kommt es zu einer wunderbaren Geschlossenheit der Atmosphäre: Mensch, Pflanze, Tier, Haus und Berg, alle sind nur Exponenten ihrer sie einigenden Welt, und mag das Schicksal verfahren, wie es will, sie verleugnen nicht den Grund, auf dem sie gewachsen sind und der sie geprägt hat. Der Autor hat das Werk während zwanzig Jahren in sich getragen und gefördert, bis es zur letzten Niederschrift und zur Herausgabe kam, und man merkt ihm diese lange Werdezeit an: es ist vollkommen ausgereift und zu Ende gestaltet.

Neben diesen umfangreichen Heimatgeschichten behaupten auch kürzer gefaßte Erzählungen von besonders sorgfältigem Auf- und Ausbau ihren Platz. Merkwürdigerweise sind es gerade Frauen, die sich dieser Form zuwenden — man möchte denken, daß ihnen eher die in die Breite gedeihende Zustandsschilderung liege. Aber die drei Erzählungen, die **Louise Gamper** unter dem Titel **„Barbara und der Major"** (in den Stabbüchern des Verlages Friedrich Reinhardt, Basel 1939) vorlegt, verraten, daß die Autorin über ein besonderes Geschick in der Gestaltung kurzer Charakteristiken verfügt, namentlich wenn sie (wie in der Titelnovelle) in die Vergangenheit zurückgreift. Sie weiß mit klugem Sinn menschliche Verhältnisse zu beleuchten und geschmackvoll das Zeitkolorit lebendig werden zu lassen, ohne mehr Worte zu verlieren, als angemessen sind. So gewinnt die Darstellung eine Haltung, die sehr angenehm berührt. Ein gewisses konstruktives Element ist dabei nicht zu verkennen. Dieses konstruktiven Elementes entschlägt sich ganz und gar **Aline Valangin,** die auf ihre „Geschichten vom Tal" nun ein neues halbes Dutzend **„Tessiner Novellen"** folgen läßt (Verlag Dr. H. Girsberger, Zürich 1939). In Aline Valangin ist eine bedeutende dichterische Kraft von geprägter Eigenart am Werke, und was sie vom Tessiner Leben in kurzen Skizzen erzählt, bleibt unfehlbar haften wie Szenen, die man irgendwo bei Ramuz gelesen hat und die einem blitzartig eine neue Welt erschlossen. Sie geht an nichts Menschlichem vorbei und scheut auch vor gewagten Motiven nicht zurück: aber sie adelt alles durch die Inbrunst, mit der sie das Recht des naturhaften Lebens und seine Allgewalt anerkennt. So werden ihre Darstellungen zu einer Erlösung vom Intellektualismus, von dem wir alle zu Zeiten genug haben, und führen zum Ursprung des Lebens zurück. Das einfache Volk des Tessins aber in seinen verlorensten Tälern und Siedelungen hat hier eine Dichterin gefunden, die in bestimmender Weise sein Leben deutet. Ob das Bild, das sie zeichnet, zutrifft, ist dabei vom künstlerischen Gesichtspunkt aus weniger wichtig, als daß sie aus echtem Empfinden ein überzeugendes Bild entwirft.

Wie weit die Gefühlswelt der schweizerischen Erzählungen sich spannt, wird deutlich, wenn man nach diesen Tessiner Novellen etwa zum (wohl letzten) Romane des inzwischen verstorbenen Romanschriftstellers **Alexander Castell** greift: **„Drei Schwestern"** (Humanitas-Verlag, Zürich 1938). Noch einmal zeichnete hier Alexander Castell mit leichter Hand die Welt, die er liebte und zu deren Charakterisierung er soviel ungesuchte Feinheit aufzuwenden pflegte: das Paris der kleinen Leute. Ein junger Schweizer erlebt in der französischen Kapitale das Schicksal der drei Töchter seiner Pensionsmutter — alle drei gleiten in die Halbwelt, und es bleibt eindrucksvoll, wie das Buch das weder bloß amüsant noch schwer tra-

gisch schildert, sondern dem Geschick der Menschen in fast zierlicher Darstellung gerecht wird.

Noch andere Bahnen beschreitet **Bernhard Diebold** in seiner **„Italienischen Suite"** (Schweizer Bücherfreunde, Zürich 1939). Das Buch enthält „nachdenkliche Geschichten von sonderbaren Begegnungen" in Italien, die in seltsamer und etwas beunruhigender Weise miteinander verzahnt sind: durch Figuren der einen Erzählung, die plötzlich auch am Rande einer anderen Erzählung erscheinen. Das Werk verleugnet nicht den Feuilletonisten, der mit weltläufigem Sinn und betont geistreich uns hier, auf italienischem Boden, einen Welt- und Menschenspiegel vorhält und alle ausgefallenen Menschentypen mit ihren Erlebnissen und Schicksalswenden im Süden schildert — immer bewegt, oft das Groteske streifend, nimmermüde in der Erfindung neuer, verblüffender Wechselfälle, gescheit von der ersten bis zur letzten Zeile. Einer Gefahr ist der Autor freilich nicht entronnen: über dem bunten Wechselspiel des äußeren Geschehens stellt sich der Leser so fest auf diese Bilderjagd ein, daß ihm die tieferen Absichten des Buches entgehen, zumal, da es nur den Verstand anruft und das Gemüt leer ausgehen läßt.

Carl Günther.

Esther Landolt: Delfine. Humanitas Verlag, Zürich. 1939.

Durchziehen wir, blätternd oder verweilend, das schweizerische Schrifttum, dann fällt uns die Kraft auf, welche ihm aus der Natur entgegenströmt, wirke sie als tragender und nährender Grund, als beglückendes Umfangen oder als die um Segen beschwörte Macht. Das Geschehen wird in ländlichen Kreis gebettet und vom Wesen und Wandel der Jahreszeiten innig und leuchtend durchwirkt. Die Natur hält uns so treu in ihrer Mitte, daß wir, selbst wenn wir an Aufbrüche und Abgründe geraten, zumeist ohne tiefere Schürfungen in ihren heilsamen Kern zurückgezogen werden. Auf diesem enger umschriebenen Bezirk droht uns zwar weniger Gefahr vom Äußersten her, desto mehr aus der gemäßigten Luft der Enge. Ihr aushöhlendes Saugen, wie in Frankreich Julien Green es mit furchtbarer Eindringlichkeit darstellt, kommt in unserer Dichtung jedoch kaum zum Ausdruck, indem ihr die Erde nah und mütterlich spendend bleibt, und der Himmel sich sicher darüber wölbt. Diesen in der Beschränkung meisterlich sich gebenden Gesetzen darf Esther Landolts „Delfine" — der zweite Roman der Dichterin — zugeordnet werden. Nach der formalen Seite durch klare sichere Führung der Handlung, durch Darstellung der Hauptpersonen in großen, ruhigen Umrissen ausgezeichnet, das Gesamtbild durch die Absonderlichkeiten der Nebenfiguren bereichernd wie kräuselnde Wellen den See, liegt die tiefere Bedeutsamkeit dieses Romanes in der Schilderung einer Ehe. Jan und Delfine, aus den gleichen Bedingungen harter, vereinsamter Kindheit sich begegnend, vermögen aus der Verschiedenheit der innersten Bedürfnisse die seelische Vermählung nicht zu vollziehen. Indem der verschlossene, eigengesetzliche Mann die ihm unerträglichen Bande geregelten Lebens zyklisch durchbricht und ins Freie schweift, die Frau aber, im Grunde nicht minder triebhaft als der Mann, die Sicherung des Herdes, den Bestand sucht, durch Kraft und Reichtum der Mutterschaft ihr Streben und Erreichen stählt, ragen die beiden Gestalten aus dem Einmaligen ins ewig Menschliche empor. Wie Esther Landolt dann durch ihre bilderschöne Sprache Natur und Menschentum zusammenflicht und aneinander deutet, das gibt ihrem Buche den besonderen bleibenden Klang und Wert.

Hedwig Schoch.

Schweizer Geschichte und Kunst.

Dr. Christoph Vischer: Die Stellung Basels während des polnischen und österreichischen Erbfolgekrieges 1733—1748. Verlag Helbing & Lichtenhahn. Basel 1938.

Die vorliegende Schrift, die als erster Band der von den Prof. E. Bonjour, W. Kägi und F. Stähelin herausgegebenen „Basler Beiträgen zur Geschichtswissenschaft" erscheint, ist eine Arbeit, die trotz baslerischer Färbung allgemein schweizerisches Interesse beanspruchen darf. Klar und überzeugend schildert darin der Verfasser, an Hand der Akten, in welch unangenehme und gefährliche Lage unser

Land und insonderheit Basel während der vorgezeichneten Zeitspanne geraten ist. Den äußern Anlaß zum Ausbruch der Feindseligkeiten bot die Besetzung des polnischen Thrones durch den Kurfürsten August III. von Sachsen. Die tiefere und eigentliche Ursache fußte jedoch in den durch die Pragmatische Sanktion Karls VI. gehemmten Hegemoniebestrebungen Frankreichs und seinem Drange nach dem Rhein. Für die Schweiz, die sich kaum von den Nachwehen des zweiten Villmergerkrieges erholt hatte, bedeutete der Waffengang zwischen den beiden großen Nachbarn eine beängstigende Erscheinung. In der Tat drohte ihr auch mehr als einmal die Gefahr, in den Strudel hineingezogen zu werden. Die damalige Organisation des schweizerischen Staates brachte es mit sich, daß Basel, dessen Gebiet am stärksten einer direkten Gefahr ausgesetzt war, beinahe völlig auf sich selbst angewiesen blieb. Die Tagsatzung, die erst einen vollen Monat nach Kriegsausbruch (anfangs Nov. 1733) zusammentrat, kümmerte sich herzlich wenig um die Grenzschutzmaßnahmen. Sie begnügte sich mit der Abordnung von zwei Kriegsräten nach Basel und mit der Anordnung der Marschbereitschaft des ersten Defensionalauszuges. Umso ernster erfaßte Basel seine Aufgabe. Allen Einflüsterungen zum Trotz wahrte es in damaligem Sinne allseitig die Neutralität. Es verstärkte seine Grenztruppen, baute den Nachrichtendienst aus und sicherte sein Gebiet durch die Anlage starker Schanzen und Verhaue. Aber noch weit mehr Anstrengung erforderte die Aufrechterhaltung seines Handels und Wirtschaftslebens. Der Transithandel, der in ruhigen Zeiten einige 1000 q betrug, sank infolge der Sperren und Abschnürungen auf einige 100 q herab. Besonders drückend empfand Basel die durch den Strukturwandel seiner Wirtschaft (Ausdehnung der Seidenindustrie aufs Land) bedingte Abhängigkeit vom Ausland. Rücksichtslos ergriffen beide Kriegsparteien, vor allem aber Frankreich, jede Gelegenheit, um seine Abhängigkeit vom Elsaß, wo es zahlreiche Zehntenrechte und Güter besaß, „als politisches Druckmittel auszuwerten". Dennoch hielt Basel durch. Mit großen Opfern umging es die Abschnürung durch den Ausbau der Hauenstein- und Schafmattstraße und durch die Umleitung seiner Waren auf neue Handelswege und Absatzgebiete. — Die gründliche Arbeit Dr. Vischers ist ein willkommener Beitrag zur schweizerischen Neutralitäts- und Wirtschaftsgeschichte.

Ernst Steinemann.

Alfred Rufer: Joh. Gaud. von Salis-Seewis als Bündner Patriot und Helvetischer Generalstabschef. Chur, Bischofberger & Cie. 1938.

Salis-Seewis, der Dichter, lebt nicht von der Gnade der Intellektuellen. Das konnte man bei der hundertsten Wiederkehr seines Todestages inne werden (29. Jan. 34). Da wurde eigentlich wenig über ihn geschrieben. Sein Ort in der Literaturgeschichte ist ja längst ausgemacht. Aber man sprach von einem, den schlechthin alle kennen, wo nicht aus direkter Quelle, so doch aus dem Schullesebuch. Und man mag über die Schulmeisterei sagen, was man will: Wenn sie einen Dichter über hundert Jahre lang ohne Minderung festhielt, so ist das gleichbedeutend mit einer Ehrung durch Plebiszit. Die weitaus schönste Gabe zum 100. Todestag, wenn schon um einige Jahre verspätet, war dann die würdige Neuherausgabe der Gedichte durch Ed. Korrodi bei Fretz & Wasmuth, Zürich 1937. Sie hatte lange gefehlt, wenn schon die Münsterpresse Horgen-Zürich 1924 einen anmutigen Ersatz gebracht hatte. Aber die Gemeinde der eifrigen Salisfreunde verlangte nach mehr. Man wollte ein richtiges Buchformat, angemessen dem längst nicht mehr salonmäßigen Inhalt, und demgemäß wollte man auch das äußere Bild des Dichters sehen, nicht in der abstrakten Poetendarstellung der vierten Auflage, die auch von der Münsterpresse übernommen worden war. Dazu wünschte man — wenigstens in Graubünden — die Aufnahme der gewichtigsten Stücke der dichterischen Nachlese, zum mindesten das früh ins Volk gedrungene Bergreiselied und die Elegie auf Ulysses von Salis Grab. Dies alles erfüllte die neue Ausgabe von Ed. Korrodi. Aber der Herausgeber kam dem allgemeinen Verlangen noch weiter entgegen durch die über dem gewöhnlichen Stil solcher Beigaben stehende biographische Einführung. Hier verarbeitete er mit Anerkennung, was seit Ad. Freys führendem Buch von 1889 noch zutage gefördert worden war, vor allem Jenals Hervorhebung des Frohen und Männlich-Heldischen im Charakterbild des Dichters und sodann seine geistige Herkunft und den latenten Zusammenhang einer Reihe seiner Gedichte mit dem volkserzieherischen Gedanken Martin Plantas und Lavaters.

So hatte man nun den Dichter, wenn schon noch nicht ganz lückenlos, da über Lehrer und geistige Führer seiner Jünglingsjahre stets noch ein gewisses Dunkel waltet. Was indes noch empfindlicher fehlte, weil es der verdiente Ad. Frey auf Grund seiner einseitigen Quellen nicht gänzlich hatte aufhellen können, das war Salis' Rolle als Bündner Politiker, sowie als Militär in entscheidenden Zeiten. Da mußte der eigentliche Historiker einsetzen, den seine tiefe Verehrung für den Dichter Salis nicht daran hinderte, den umstrittenen Zügen des Politikers und Militärs nachzugehen. Das ist Alfred Rufer, der sehr genaue Kenner der Geschichte der III Bünde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Was er nun auf gut hundert Seiten über Joh. Gaud. v. Salis, den Bündner Patrioten und helvetischen Generalstabschef berichtet, das dürfte an Genauigkeit kaum mehr durch einen späteren Beitrag zur Biographie des Dichters überboten werden.

Es sind drei Episoden im Leben des Bündners, die er neu beleuchtet. Zunächst der vielzitierte Konflikt mit Oberstleutnant Bachmann, dem späteren General, in Rouen vom Jahr 1792. Wir kennen die vom Landläufigen abweichende Darstellung Rufers seit 1918 (Berner Bund und Bündn. Monatsbl.). Es handelte sich demnach nicht um eine gewöhnliche Soldatenmißhandlung, gegen die sich die Offiziere Salis, Bourcart und Buxtorf auflehnten, sondern um die Absicht Bachmanns, gegen diese drei Anhänger des revolutionären Frankreich in seinem Regiment zu demonstrieren. Bekanntlich nahmen die drei dann den Abschied, und Salis trat, wenn schon nicht für längere Dauer, in die Revolutionsarmee Montesquious ein. Wir aber verstehen nun besser, wenn, wie Ad. Frey erzählt, 1822 der unterdessen 80-jährige General Bachmann den um 20 Jahre jüngeren einstigen Waffengenossen nach einem Konzert im Zürcher Großmünster umarmt. Ehemaliger politischer Gegensatz vergißt sich ja leichter, als scharfe Kritik am persönlichen Verhalten.

Eine stärkere Überraschung bringt nun allerdings die folgende Aufhellung, die uns Rufer verschafft (zuerst erschienen in der Polit. Rundschau 1937). Sie betrifft Salis' Verhalten nach seiner dauernden Heimkehr in der Frage der Neuregelung von Graubündens Verhältnis zu seinem Untertanenland Veltlin. Man weiß, daß die Verhandlungen mit der Einverleibung des Veltlins in die cisalpinische Republik endeten und dem endgültigen Verlust der reichen Talschaft für Graubünden. Es hätte anders gehen können, wenn die Bündner Gesandtschaft an den General Bonaparte unter der entschlossenen Führung Gaudenz von Plantas rechtzeitig volle Handlungsfreiheit erhalten hätte. Aber die vorbereitende Kommission, der J. G. Salis mit seinen 35 Jahren angehörte, versagte und Salis, der sonst so entschiedene Patriot und Feind der österreichfreundlichen Politik, kann nicht von wesentlicher Mitschuld am Verlauf der Dinge freigesprochen werden. Was ihn bestimmte? Ob die Scheu gegenüber seinem politisch anders orientierten Vater, ob plötzlich erwachende Adelsinteressen? Rufer spricht ihm in diesem Fall jeden staatsmännischen Weitblick ab, scheint uns aber einen Umstand, den er zwar erwähnt, zu wenig in Rechnung zu stellen. Salis kannte die Stimmung im protestantischen Bündner Volk. Zwei Jahre zuvor war er Assessor der evang. rät. Synode gewesen. Sein jüngster Bruder, der begabte Historiker Joh. Ulr. von Salis, berichtet uns aus dem Jahr 1814, als die Veltlinerfrage nach dem Sturz Napoleons neu aufs Tapet kommen mußte, daß zwar Gaudenz Planta noch immer heftig für die Einverleibung des Veltlins plädierte, daß aber die große Mehrheit der reformierten Tagboten ebenso heftig dagegen war (vergl. Guido v. Salis: Joh. Ulr. v. Salis-Seewis. 1926). Sicher ist, daß das Bündnervolk seinem Salis dieses scheinbare Versagen von 1797 ganz und gar nicht nachgetragen hat.

Daß Salis auch in jenen Stunden keineswegs an seinen politischen Prinzipien als Mitglied der Bündner Patriotenpartei Verrat übte — was Rufer auch nicht behauptet —, das beweist seine nun folgende Leidenszeit, die schwerste Zeit seines Lebens: Die Flucht mit Weib und Kindern über den Kunkelspaß in die helvetische Republik und bald darauf die Übernahme von militärischen Ämtern im Dienst der Helvetik, Aufgaben, in die er in ruhigeren Tagen wohl vollwertig hineingewachsen wäre, nicht aber in Zeiten, da selbst ein brutaler Wille — was er nicht war — kaum das Ziel erreicht hätte.

Seine nun folgende Laufbahn als helvetischer Ehrenbürger — alles im Lauf von vier Jahren! — wird bezeichnet durch die Ämter: Truppeninspektor des Kantons Zürich, Kommandant von Schaffhausen, Generalstabschef der helvetischen

Armee, vorläufiger Oberkommandant der Armee (General), Milizinspektor des Kantons Zürich, Vertreter Graubündens im helvetischen gesetzgebenden Rat, Mitglied der helvetischen Tagsatzung, Senator, Vertreter im helvetischen Obergericht, und man muß noch beifügen, daß man für Vollständigkeit der Liste nicht garantiert. Da steht man unter dem zwingenden Eindruck, daß der helvetische Staat dem Bündner nicht nur größtes Vertrauen entgegentrug, sondern ein besonderes Interesse daran hatte, den demokratischen Aristokraten, den politischen Idealisten und „Mann der reinen Hände", dazu den Dichter von Weltruf, stets wieder an prominenter Stelle zu haben und anderen zu zeigen. Und schließlich war das der Mann, dessen Selbsteinschätzung niemals aus dem philosophischen Gleichgewicht kam und dem mans glaubt, wenn er nicht aufhört, die „Entzogenheit" zu preisen.

Und nun fiel Salis bekanntlich die tragische Aufgabe zu in den Rückzugskämpfen der helvetisch-französischen Armee bei Frauenfeld, Winterthur und Zürich, Frühjahr 1799, als Generalstabschef und Truppenkommandant und schließlich nach Kellers Ausscheiden als Oberkommendierender, d. h. General. Von diesen Dingen, den Kampfhandlungen wie den Funktionen des hohen Bündner Offiziers, bringt Rufer die erste, genau quellenmäßig belegte Darstellung. Sie erscheint uns vollendet sachlich, indem Rufer, trotz seiner Sympathien für Salis, die Kritik an dessen Amtsführung voll zu Worte kommen läßt, voran die scharfen Aussetzungen des helvetischen Kommissars Kuhn, der in seinem Rechenschaftsbericht vom Herbst des gleichen Jahres erklärte: „Der Chef des Generalstabes Salis-Seewis, einer der sittlichsten, redlichsten Menschen, die ich kenne, war seiner Aufgabe nicht gewachsen". Rufer bemüht sich mit Erfolg, klar zu machen, wie Salis einer Unsumme von besonderen Schwierigkeiten gegenüberstand und nicht umsonst sein hohes Amt nur sehr widerstrebend angenommen hatte und schließlich nur auf Bitten Kuhns beibehielt. Ausbildung, Verpflegung, Entlöhnung der helvetischen Truppen sind gänzlich ungenügend. Ihr General Keller nach Herkunft, Charakter und Lebenshaltung völlig verschieden von seinem Generalstabschef. Dazu die Unabgeklärtheit des Verhältnisses zum französischen Oberkommando. „Man wird zugeben müssen, daß Salis die Fähigkeiten des Organisators mangelten". Er selbst hätte ein Truppenkommando vorgezogen. Aber nun trank er den bittern Kelch aus bis zur Selbstauflösung der helvetischen Armee und erlebt dabei Schlimmeres als Geschlagensein. J. B. Tscharner erschien er nach den Ereignissen als einer, der in wenig Monaten um 30 Jahre gealtert sei.

Rufer bedauert, daß Salis keinen Generalbericht über seine Verrichtungen als Chef des Generalstabs verfaßt hat, und vom Standpunkt des Historikers aus ist das sicher richtig. Aber es entspricht der Gesinnung dieses seltsamen Dichter-Generals und politischen Enthusiasten, daß er darauf verzichtete, in einem zusammenfassenden Bericht neben Selbstbeschuldigung bittere Anklagen auszusprechen gegen die helvetische Regierung und ihre Organe. Seine Liebe zur helvetischen Republik war und blieb größer als sein Verlangen, sich selbst zu rechtfertigen. Er war eben der gleiche Salis, der im Strafverfahren gegen den während der Kampfhandlung abgesetzten General Keller darauf drang, „den in der öffentlichen Meinung bereits entehrten Oberkommandanten nicht auch noch für die Sünden anderer büßen zu lassen". Wir aber wissen, daß der so üble Ausgang der höchsten militärischen Aufgabe, die Salis je zugefallen war, sein Ansehen in der helvetischen Republik nicht zu erschüttern vermochte. Die oben angeführte Ämterliste darf wohl als Beweis dienen. Ebensowenig aber litt seine Wertschätzung in seinem Heimatkanton, nach dem er auf den Zusammenbruch der Helvetik hin dauernd zurückkehrte. 1808 ist er bündnerischer Regierungsrat (Bundslandammann des X Gerichtenbundes), von 1814 weg Oberst der Kantonsmiliz und Präsident der Militärkommission. Sein höchst sympathisches Altersbild von Balder zeigt keinen verbitterten Menschen, wohl aber einen Geprüften und Weisen. (Zum erstenmal wieder publiziert in der kleinen Gedächtnisschrift der Bündn. Histor.-antiquar. Gesellschaft vom Januar 1934. Verlag Bischofberger, Chur.)

Rufers Beitrag zur Biographie verdient unseren wärmsten Dank. Er mag nun auf Jahre hinaus der letzte sein. Mit zwei Aussetzungen möchten wir schließen. Ursina v. Pestalozzi, die „Berenice" des Dichters und spätere Gattin, ein „armes Mädchen" zu nennen, ist nicht wohl am Platz. Sie gehörte einer recht prominenten Bündner Familie an und bewohnte in Malans ein stattliches Herrenhaus. Endlich

aber beanstanden wir Rufers Satz: „Schließlich aber legte Salis in Frankreich den Grund zu seiner Weltanschauung". Dieser Grund war schon gelegt und ist auch durch Salis' Beitritt zum Freimaurerorden im Tiefsten kaum verändert worden, geschweige denn durch die französische Popularphilosophie jener Tage. Er war, wie Korrodi mit Recht sagt, „ein geborener Christ".

Bened. Hartmann.

Die Burgen und Schlösser des Kantons Bern. Berner Oberland. II. Teil. Von Dr. Rudolf von Fischer. Verlag Emil Birkhäuser & Co. Basel. 1939. (Vergl. Schweizer Monatshefte No. 12 vom März 1939, S. 794 f.)

Die Zahl der in diesem Bändchen beschriebenen Burgen an den Ufern der beiden reizvollen Oberländer-Seen und in den Seitentälern der Simme und Kander, ist nicht groß. Zufolge ihrer alphabetischen Aufführung beschränken sie sich auf die Buchstaben R bis W, beginnend mit Rothenfluh und abschließend mit Wimmis. Im ganzen sind es nur 18, doch darunter die zufolge ihrer guten Erhaltung bedeutenden von Thun, Spiez und Wimmis, während selbst die von angesehenen Geschlechtern, wie den Herren von Weißenburg, Thun-Unspunnen, Scharnachtal u. a einst bewohnten, nur noch als Ruinen die Gegend schmücken. Den alten Wohnturm der Herren von Strätlingen ließ im Jahre 1700 der Rat von Bern zu einem Pulvermagazin umbauen, und die so stattliche Schadau, einst Sitz des gleiches Geschlechtes, später der von Bubenberg, von Erlach u. a., mußte im vergangenen Jahrhundert einem anspruchsvollen Neubau weichen, der in jüngster Zeit von der Gemeinde Thun erworben wurde und nun teils als Museum, teils als alkoholfreie Wirtschaft sein Dasein weiter fristet.

Die allgemeinen Ausführungen über die Burgen im Berner Oberland, die wir bei der Besprechung des ersten Teiles machten, gelten auch für den zweiten. Der größte Teil derselben wurde seit dem Ende des 12. Jahrhunderts von den Großgrundherren für ihre Dienstmannen erbaut, wenigstens erscheinen sie seit dieser Zeit in den Urkunden. Sie liegen fast ausnahmslos an den Ufern der beiden Seen, denen die Verkehrswege entlang führten und von da in die Seitentäler der Simmen, Kander und Lütschinen abzweigten. Diesen folgen sie, so weit die Fruchtbarkeit des Bodens eine erfolgreiche Besiedelung gestattete und damit den Grundherren die Erhebung von Abgaben, die einen Hauptbestand ihrer Einnahmequellen bildeten. Andere lagen als Talsperren an den begangenen Verkehrswegen, wo Weggelder erhoben wurden oder wo sie in kriegerischen Zeiten dem Feinde den Zugang wehrten. Ostwärts führte der Weg durch das Aaretal bis Meiringen und mit vorgehender Abzweigung über den Brünig nach den Landen der Eidgenossen, südwärts durch das Simmental mit Abzweigung westlich über den Jaunpaß nach dem Greyerzerlande und Freiburg, und weiter über Gstaad und Gsteig nach dem Rhonetale. Ersterem kam seit dem Bunde Berns mit Uri, Schwyz und Unterwalden im Jahre 1323 eine besondere Bedeutung in Kriegszeiten zu. Das gesamte Bergland nördlich des Thuner- und Brienzersees bis in die Gegend des Zusammenflusses von Ilfis und Emme weist keine Burgen auf.

Der Schlüssel zur Öffnung dieser Wege lag in Thun, wo in der Nähe des alten Sitzes der Freiherrn dieses Namens Berchtold V. von Zähringen als Vertreter der Reichsgewalt über Burgund nach der Besiegung des aufrührerischen oberländischen Adels kurz vor dem Jahre 1200 den mächtigen Wohnturm mit den vier flankierenden runden Ecktürmen erbauen ließ, um darin in diesen Gegenden festen Fuß zu fassen. Nach dem Aussterben des zähringischen Herzogsgeschlechtes im Jahre 1218 traten, zufolge engster Verwandtschaft, ihr Erbe in diesen Gegenden die in der Ostschweiz reich begüterten Grafen von Kiburg an. Auf ähnlichem Wege kam es nach dem Hinschiede des Grafen Hartmann d. ä. im Jahre 1264 durch die Tochter seines gleichnamigen Neffen, Anna, vermählt mit Graf Eberhard von Habsburg-Laufenburg, an diesen, worauf er sich auch den Geschlechtsnamen seiner Frau beilegte und zum Gründer des unglücklichen Familienzweiges der jüngeren Linie der Kiburger wurde. Doch ließ ihn sein Vetter Rudolf IV. nicht im unbestrittenen Besitze seines Erbes, und als er 1273 den deutschen Königsthron bestieg, da verblieb dem Grafen Eberhard wohl der Besitz von Thun und Burgdorf mit den Burgen, aber die Reichsgewalt ging auch in diesen Landen an den König über, der sie hemmungslos zur Wahrung und Mehrung des Besitzes seines Hauses aus-

nutzte. Wir können auf die Fehden, die daraus erwuchsen und den oberländischen Adelsgeschlechtern so verhängnisvoll wurden, hier nicht näher eintreten. Ihren Niedergang aber beschleunigten nicht nur die politischen Mißerfolge, sondern der wirtschaftliche Verfall des Adels im allgemeinen. Beiden vereint, erlagen im Verlaufe des 14. Jahrhunderts selbst die ältesten und angesehensten Geschlechter, so die Freiherren von Eschenbach, welche der Zähringer Berchtold IV. als Parteigenossen des deutschen Königs aus dem Zürichgau in's Oberland gerufen hatte und die durch die Erbtochter Ita von Oberhofen um 1185 in den Besitz ausgedehnter Güter kamen, diese aber mit Walther IV., dem unglücklichen Mitverschworenen gegen das Leben König Albrechts, nach 1308 den Habsburgern überlassen mußten; sodann die Herren von Brienz-Ringgenberg aus dem Walliser Geschlecht der von Raron, die mit Johann um 1350 ausstarben, ungefähr gleichzeitig mit den Herren von Strätlingen, denen 1368 auch die von Weißenburg folgten. Die Einleitung zum I. Teil dieser beiden Burgenbücher und die Beschreibungen der einzelnen Edelsitze geben darüber ausreichende Aufschlüsse. Auch die Arbeit von Paul Kläui über die „Ursachen und Bedeutung der Schlacht bei Laupen" im Heft 3, Juni 1939 (S. 174 ff.) dieser Zeitschrift berichtet über diesen Niedergang des oberländischen Adels.

Drei der ehemaligen Vorburgen entwickelten sich zu Städtchen, doch blieb nur Thun lebensfähig. Wimmis, über das fast keine Überlieferungen erhalten blieben, wurde in den Kriegen des Freiherren von Weißenburg mit Bern 1298 und 1338 zerstört und sank zum Dorfe herab. Spiez, dessen Geschichte ebenfalls sehr dürftig ist, besaß noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts einen Schultheißen und ein Rathaus, das 1600 und 1611 niederbrannte. Heute ist es ebenfalls ein Dorf, doch führt es noch H. J. Leu in dem 1762 erschienenen 17. Bande seines Helvetischen Lexikons als „kleines, aus wenigen Häusern bestehendes Städtchen" auf. Unterseen erhielt als dörfliche Siedelung unter den Herren von Eschenbach ein festes Haus, das sie als Belohnung für die dem Könige Rudolf von Habsburg geleisteten Dienste 1279 zur Burg umbauen durften. Im Jahre 1280 besaß der Ort einen Schultheißen und ein Stadtsiegel und sogar nach der Mitte des 15. Jahrhunderts ein Kaufhaus für die Güter, welche von hier aus verfrachtet wurden. Aber schon im Sempacher Kriege wurde es von Bern besetzt und verlor dadurch seine städtischen Rechte. Als bernischer Amtssitz blieb es bis 1798 eine kleine, von einem Amtmann unter dem Titel eines Schultheißen verwaltete Vogtei. Die Burg brannte 1470 mit dem Städtchen vollständig ab. In den Jahren 1656—1658 baute Bern ein neues stattliches Amtshaus an Stelle des alten, baufällig gewordenen, das vom Volke „Schloß" genannt wurde, im Jahre 1855 aber ebenfalls in Asche fiel. Heute kommt dem Orte neben dem blühenden Interlaken nur eine untergeordnete Bedeutung zu.

Wenn auch das in den beiden Bändchen behandelte Gebiet kein umfangreiches ist, so ist es doch an historischen Erinnerungen ungewöhnlich reich, da die Herren, welche einst auf den Burgen dieses abgelegenen Berglandes saßen, mit ihren Leuten im Mittelalter sich nicht des geruhsamen Lebens eines Alpenvolkes erfreuen durften wie ihre Nachfahren, denen sich erst am Ende des 18. Jahrhunderts wieder das Interesse weiterer Kreise zuwandte. Der Verfasser versteht es, in hübscher Form die Schilderung der Naturschönheiten mit der Beschreibung der historischen Baudenkmäler und den Schicksalen ihrer einstmaligen Bewohner zu verbinden und dadurch den oft etwas spröden Stoff immer wieder anmutig zu beleben. Reich ist wieder die Illustration, der wohl selten eine erreichbare Ansicht fehlt, und tadellos deren technische Ausführung.

H. Lehmann.

Schweizer Künstler illustrieren die Bibel. 30 Bilder mit biographischen Notizen der mitwirkenden Künstler und einer Einführung von Seminardirektor Konrad Zeller. Zwingli-Verlag, Zürich 1939.

Der Wettbewerb der Kommission für evangelische kirchliche Kunst an der schweizerischen Landesausstellung 1939 ist vom Publikum und von den Künstlern sehr begrüßt worden, gehört es doch zum reizvollsten, das Buch der Bücher dem Kinde durch Illustrationen nahe zu bringen, sich dadurch ein bischen zurückzudenken in die eigene Kindheit, wo am Sonntagmorgen die Mutter biblische Geschichten zu erzählen pflegte, die gewöhnlich durch Schnorr'sche Bilder illustriert worden sind. Seminardirektor Konrad Zeller unterstreicht in der Einführung zu dem uns vor-

liegenden Bändchen, daß, bei der Auswahl der Wiedergaben, die praktische Verwendbarkeit für eine Kinderbibel die entscheidende Rolle spielte und nicht ihr künstlerischer Wert. Die Kinder selbst sollten hier entscheiden, denn es ist für jeden Erwachsenen schwer, sich über all das hinwegzusetzen, was er über Kunst gelesen und gehört hat, und zu einem kindlichen Urteil zu kommen.

Unserer Meinung nach dürfen die Darstellungen unter keinen Umständen zu sehr schematisch gehalten werden, wie es diejenigen von Hugo Cleis (39) und Willi Thaler (77) sind; auch nicht zu hart wie diejenigen von Margreth Stuckert-Ammann (35 u. 87) und Carl Bieri (45). Der Kopf jeder Gestalt sollte genau ausgearbeitet sein und nicht einen zu allgemeinen, oder sogar blöden Ausdruck zeigen; das Kind könnte sich zum mindesten darüber wundern, oder gar erschrecken. Emil Hungerbühler (23) und David Müller (25) scheinen kaum verständlich, ebenso Hans Jakob Schneider (13) und Theodora Witzig (59), deren Bilder viel zu klein sind. Es wird sich auch kein Kind den Heiland in Beinkleidern, Rock und Weste vorstellen, der Versuch von Fritz Urban Welti (79) scheint fast geschmacklos. Zu den Ägyptern, wie Lily Dübelbeiß (17), ins Quattrocento, wie Everilda Fels (65), oder zu Burnand, wie Steffi von Bach (73) braucht man auch nicht zurückzukehren; Schnorr von Carolsfeld wäre uns dann noch lieber. Vom künstlerischen Standpunkt aus scheinen uns die Konzeptionen von Marguerite Ammann (41) und insbesondere Remi Nüesch (71) die besten und originellsten, aber zu klein und zu unkindlich. Es eignen sich zu einer Kinderbibel wohl am ehesten die Entwürfe von Fritz Buchser (29), Robert Wettstein (31), Max Billeter (33), Fritz Deringer (57) und Hans Schär (81), denn sie sind einfach, sie verkörpern einige Episoden der Geschichte — nicht so viele wie Paul Wüest (63) und Henry Wanner (85) — und sind für jedes Kind leicht verständlich.

Um ein definitives Urteil fällen zu können, sollte man eine ganze Reihe Illustrationen des gleichen Künstlers sehen können, denn es ist gewiß bedeutend einfacher, die Erweckung Jairi Töchterlein oder die Geschichte Ruths darzustellen, als den Inhalt eines so ausführlichen Kapitels, wie das 18. der Apostelgeschichte bildhaft vor Augen zu führen. — Es wäre auch von Interesse, die Technik der abgebildeten Werke zu kennen.

A.-M. Thormann.

Erziehungsfragen

Alfred Stückelberger: Der Erzieher als Seelsorger. Gotthelfverlag Zürich-Leipzig, 1939.

Der Verfasser will den Eltern auf Grund seiner Erfahrungen im Familienkreis und in der Schulstube die rechte Einstellung zu den Kindern zeigen. Er vermag gute Winke zu geben. Nur einige Proben: Wie verschieden bewerten wir eine aus Versehen umgeworfene Tasse bei Erwachsenen und bei Kindern! Wissen wir, daß Kinder zuweilen aus innerer Einsamkeit in schlechte Gesellschaft getrieben werden? Kennen wir die Angst des Kindes — auch vor sogenannten Freunden?

All dem wird abgeholfen, wenn der Erzieher sich mit dem Kinde unter die Wirkung des göttlichen Geistes stellt. Damit wird er zum Seelsorger. Stückelberger führt fein aus, wie das geschehen muß. Man möchte dem Büchlein darum viele aufmerksame Leser wünschen, denn „aus starker Familie wächst ein starkes Volk und an schwachen Familien geht unser Volk zugrunde".

Eberhard Zellweger.

Vormilitärische Ausbildung

Dr. Hans Wichmann: „Vormilitärische Ausbildung in Frankreich, Italien und der Sowjetunion". Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 1938.

Das Buch ist auch für uns sehr aktuell, weil es uns mahnend vor Augen führt, was andere auf dem Gebiet der vordienstlichen Ausbildung leisten und wie stark wir bereits ins Hintertreffen geraten sind.

Die sachliche Gegenüberstellung der Organisationen der Jugendverbände der verschiedenen Länder läßt uns erkennen, wie unvollkommen die Jugend erfaßt wird mit Freiwilligkeit oder „Freiwilligem Zwang". Holland, Belgien, England und die Schweiz stehen immer noch auf der gleichen, schwachen Basis und können sich

wohl erst aufraffen, wenn es einmal zu spät ist. Andere Staaten (und nicht nur autoritäre!) haben in den letzten Jahren eine obligatorische, streng militärische Organisation eingeführt, durch welche die ganze Jugend militarisiert, d. h. direkt für den Wehrdienst vorbearbeitet wird.

Diese Art von Jugenderziehung kann für uns wohl als abschreckendes Beispiel betrachtet werden und wird bei uns von keinem vernünftigen Menschen erstrebt. Sie ist uns wesensfremd; wir haben sie nicht nötig und wollen auch keine fremden Vorbilder nachahmen. Aber wir müssen doch endlich etwas tun, damit die ganze der Schule entlassene, männliche Jugend erfaßt wird und in vordienstlicher, harter Schulung die Kräfte des Körpers und des Willens stärkt, die in der heutigen Zeit nötig sind, damit ein kleines Volk seine Eigenart inmitten mächtiger Nachbarn behaupten kann.

Das Buch von Wichmann spricht nirgends über die vordienstliche Erziehung der Schweizer Jugend; es stellt nur ausländische Organisationen einander gegenüber. Aber gerade dadurch läßt es uns leicht erkennen, welchen Weg wir gehen müssen. Ph. Friedländer.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Altheim, Franz: Die Soldatenkaiser. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1939. 304 Seiten mit 71 Abbildungen, Preis M. 10.—.

Balmer, Emil: Der neu Wäg. Mundartstück über eine Güterzusammenlegung in drei Aufzügen. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 120 Seiten, Preis Fr. 2.80.

Bäumer, Gertrud: Die Frauengestalt der deutschen Frühe. F. A. Herbig Verlag, Berlin-Grunewald 1939. 149 Seiten und 40 Bildtafeln, Preis M. 4.80.

Benrath, Henry: Paris. Zehn Erzählungen. Verlag Scientia AG., Zürich 1939. 165 Seiten.

Bolt, Niklaus: Der Eidgenosse von Cimabella. Mit Bildern von Giovanni Müller. Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel 1939. 209 Seiten, Preis Fr. 5.50.

Bratschi, Peter: Jungs Holz. Ein Berndeutsches Spiel in fünf Akten. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 80 Seiten, Preis Fr. 2.20.

Busch-Zantner, Richard: Albanien. Ein neues Land im Imperium. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1939. 224 Seiten mit 16 Bildern und 2 Karten, Preis M. 6.80.

Büttner, Heinrich: Geschichte des Elsaß. I. Politische Geschichte des Landes von der Landnahmezeit bis zum Tode Ottos III. Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1939. 224 Seiten, Preis M. 9.50.

Czernin, Wolfgang: Ein Leib — Ein Brot. Der Kommuniongesang der Liturgie. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1939. 436 Seiten, Preis M. 3.50.

Dieing, Johann Bapt.: Geweihtes Leben. Predigten und Predigtskizzen. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1939. 140 Seiten, Preis M. 3.20.

Dwinger, Edwin Erich: Auf halbem Wege. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1939. 572 Seiten.

Eberhard, Heinrich: Der englische Hochschulsport. Seine Entwicklung, seine Gliederung und seine Stellung in der englischen Universitätserziehung der Gegenwart. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 68, 1938. 200 Seiten, Preis M. 6.—.

Euringer, Richard: Der Serasker. Roman. Irrfahrt und Ende des ruhmreichen Enver Pascha. Hanseatische Verlagsanstalt AG., Hamburg 1939. 344 Seiten, Preis M. 5.80.

Feuerer, Georg: Adam und Christus als Gestaltkräfte und ihr Vermächtnis an die Menschheit. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1939. 292 Seiten, Preis M. 3.20.

Gasser, Adolf: Geschichte der Volksfreiheit und der Demokratie. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1939. 224 Seiten, Preis Fr. 9.—.

Guisan, H.: Notre peuple et son Armée. Polygraphischer Verlag AG., Zürich 1939. 39 Seiten, Preis Fr. 1.—.

Hauser, A.: Die Wehrtüchtigkeit von Stadt und Land im alten Zürich. Sonderdruck aus der „Zürcher Monatschronik" 1939. 42 Seiten.

Kellenberger, Eduard: Kapitalexport und Zahlungsbilanz. I. Band. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 309 Seiten, Preis Fr. 12.50.

Kühne, R. Th.: Der Westwall. J. F. Lehmanns Verlag, München 1939. 48 Seiten, reich illustriert, Preis 75 Pf.

von Loßberg, Fritz: Meine Tätigkeit im Weltkriege 1914—1918. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, 1939. 368 Seiten mit 41 Skizzen, Preis M. 12.—.

Maria Waser zum Gedächtnis. Ansprachen von Pfr. Fueter, Prof. Dr. Faesi, Prof. Dr. Clerc, Dr. h. c. Zahn, Prof. Dr. Bohnenblust und Dr. Esther Odermatt, gehalten bei den Trauerfeiern. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1939. 65 Seiten, Preis M. 1.20.

Meinecke, Friedrich: Vom geschichtlichen Sinn und Sinn der Geschichte. Koehler & Amelang Verlag, Leipzig 1939. 120 Seiten, Preis M. 2.—.

Menzi-Cherno, Hermann: Fröhliche Grenzbesetzung. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 143 Seiten, Preis Fr. 4.20.

Mersmann, Hans: Musikhören. Sanssouci Verlag, Potsdam-Berlin 1938. 296 Seiten mit 250 Notenbeispielen. Preis M. 10.50.

Roth, Paul: Festbericht über die Einweihung des neuen Kollegienhauses der Universität Basel, 9.—11. Juni 1939. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1939. 140 Seiten und 16 Kunstdrucktafeln, Preis Fr. 4.50.

Schnetzer, Rudolf: Herz und Heimat. Roman aus Schaffhausens Vergangenheit. Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel 1939. 233 Seiten, Preis Fr. 5.50.

Tichy, Herbert: Alaska. Ein Paradies des Nordens. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1939. 286 Seiten mit 32 Bildern und 3 Karten, Preis M. 7.50.

Tügel, Ludwig: Die Freundschaft. Novellen. Hanseatische Verlagsanstalt AG., Hamburg 1939. 288 Seiten, Preis M. 4.50.

Walterscheid, Johannes und **Burgardsmeier, Alfred:** Glaube und Liebe. Ein Lebensbuch. Verlag Herder & Co. G. m b. H., Freiburg i. Br. 1939. 192 Seiten, Preis M. 2.80.

Wehner, Josef Magnus: Die Hochzeitskuh. Roman einer jungen Liebe. Hanseatische Verlagsanstalt AG., Hamburg 1939. 258 Seiten, Preis M. 4.50.

Wiechert, Ernst: Das einfache Leben. Roman. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1939. 390 Seiten, Preis M. 6.50.

Wienbruch, Anny: Ossi sucht ihr Vaterland. Die Geschichte einer Kindheit. Verlag D. Gundert, Stuttgart 1939. 128 Seiten, Preis M. 2.80.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.